

**zwölfter Jahrgang.**

# Sonntags-Beiblatt

zur

## Augsburger Postzeitung.

8. August

Nr. 32.

1852.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 40 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann

### Die Erzherzogin Maria von Steiermark, Mutter Kaiser Ferdinand des Zweiten.

Rede des Herrn Hofraths und Reichshistoriographen Dr. Friedrich Hurter, gehalten in der Plenarversammlung des Central-Severinusbundes in Wien am 13. Juli 1852.

I.

Zum ersten Male begrüßen wir heute die Anwesenheit der edlen, der katholischen Frauen des Wohlthätigkeitsvereines, welcher, mit unserm Severinusbund auf derselben Grundlage wurzelnd, in verwandter Thätigkeit ein gleiches segensreiches Ziel vor Augen hat. Möge es denselben mit uns als ermunternde Vorbedeutung gelten, daß ihnen bei der ersten sichtbaren Theilnahme an unserm Verein als Willkommen das hehre Bild einer Frau soll entgegengebracht werden, welche, abgesehen von ihrer äußern Stellung, die Blüthe und die Zierde ihres Geschlechtes in jeglicher Beziehung mit dem vollsten Rechte darf genannt werden. Ein Bild, welches nicht die schaffende Einbildungskraft eines hochbegabten Dichters in das scheinbare Daseyn gerufen hat, daher zu der Entgegnung berechtigt: Wer aber mag zu solcher Höhe hinaufklettern? sondern ein wahres, wesenhaftes, durch die gewichtigsten Zeugnisse beglaubigtes Bild, also daß bei dessen Anblick in den Frauen selbst die Erkenntniß ihrer hohen Bedeutung als Glieder der Kirche und für die Kirche um so heller in das Bewußtseyn treten, bei den Männern die Achtung vor den Müttern, nicht bloß des leiblichen, sondern in reicherm Maas noch des geistigen, Lebens erhöht werden muß. Und das Urbild meiner schwachen Skizzirung — soll nicht dies uns Alle insgesammt um so mehr anziehen? — haben wir nicht in andern Ländern, unter andern Völkern zu suchen, wir finden es in unserm Oesterreich, in unserm ruhm- und tugendreichen Regentenhause.

Daß aber der treue Sohn der Kirche zugleich der treueste Sohn seines Vaterlandes, der gläubige Christ nicht minder der bewährteste Unterthan seines von Gott gesetzten Regentenhauses sey, das ist eine Wahrheit, für welche die Geschichte aller Länder und aller Jahrhunderte als Zeuge einsteht; für welche die Erfahrungen unserer Tage gegen alle Zweifler siegreich in die Schranken treten. Diese Treue und diese Anhänglichkeit wird aber durch umfassende Kenntniß der Geschichte des Landes und seiner Regenten ins klare Bewußtseyn erhoben. Je bedrohlicheren Verwicklungen ersteres durch die Weisheit, die Thatkraft und den hellen Blick der letztern ist entrisen worden, desto freudiger und wärmer werden dem jeweiligen Nachfolger die Herzen entgegenschlagen; dies um so mehr, wenn sie, wie es uns Zeitgenossen gegönnt ist, in demselben nicht bloß den Erben der Macht, sondern zugleich der erhabenen Eigenschaften und aller Tugenden der ruhmreichsten Vorfahren verehren können.

Es hat aber ein eigenes Mißgeschick darin gewaltet, daß einer der hervorragendsten Regenten des habsburgischen Hauses, der zweite Stammhalter und zugleich Retter desselben, ich darf nicht sagen: am wenigsten bekannt, wohl aber, zum Theil bis auf den heutigen Tag, durchaus und häufig mit hartnäckiger Beharrlichkeit mißkannt worden ist. Zwang er auch seinem furchtbarsten und durch lange Zeit glücklichsten Gegner, dem grimmigsten Feinde der katholischen Kirche, dem erbarmungslosen Verwüster Deutschlands, dem Schwedenkönig Gustav Adolph, das Geständniß ab: „ich fürchte nichts als Ferdinands Tugenden,“ so hat ein Theil seiner Zeitgenossen, fortwirkend bis auf unsere Zeiten, die traurige Mühwaltung übernommen, diese Tugenden in das Entgegengesetzte umzureden, und zwar mit solchem Erfolg, daß selbst in denjenigen Ländern, über welche Ferdinand der Zweite einst gewaltet, das verfälschte Urtheil gegen das richtige beinahe durchweg die Oberhand gewonnen hat. Parteiloser äußert sich ein neuerer französischer, zugleich aber entschieden katholischer Schriftsteller: „Dieser Mann,“ sagt er, „welcher der Welt die Idee eines wahrhaft christlichen Monarchen dargeboten hat, dieser Herrscher, der sich durch das Glück nie blenden, durch das Mißgeschick nie niederschlagen ließ, mußte allen möglichen Berunglimpfungen als Zielscheibe dienen.“ Und so tief haben diese Berunglimpfungen Wurzel geschlagen, daß, als vor Jahren der alte Römersaal zu Frankfurt am Main mit den Bildnissen sämmtlicher Kaiser auszustatten war, und Fürstenhäuser, Städte, Corporationen und begüterte Privatpersonen die Kosten je eines einzelnen Bildes wetteifernd übernahmen, niemand es wagte, dasjenige Ferdinands des Zweiten anfertigen zu lassen, und der Raum, den dasselbe einnehmen sollte, vielleicht noch bis auf den heutigen Tag offen stände, hätte nicht einer meiner verehrtesten Freunde der alten Wahlstadt in Verbindung mit wenigen Gleichgesinnten den Muth gehabt, der sogenannten öffentlichen Meinung über diesen so hoch emporragenden Monarchen Trost zu bieten, und durch Zusammenwirken sein Bild den übrigen einzureihen.

Ihr Urtheil jedoch, verehrteste Anwesende, als das Urtheil katholischer Oesterreicher über Kaiser Ferdinand den Zweiten, glaube ich nicht berichtigen zu müssen. Wollte ich aber aus der Fülle desjenigen, was in Betreff seiner Geschichte, seines Waltens und seiner Persönlichkeit der Welt bisher noch unbekannt geblieben ist, auch nur das Wesentlichste hervorheben, so würde ich ein Feld betreten, dessen Grenzen zu weit abliegen. Ich erinnere mich um so lieber, weil ich mit dankerfülltem Herzen sagen darf, er lasse sich auch auf meine Person in seiner vollen Beziehung anwenden, des Ausspruches eines alten Griechen: die Söhne arten meist der Mutter nach. Je weniger der Mehrzahl von Ihnen Kaiser Ferdinands des Zweiten Mutter nach dem Verein der seltenen Eigenschaften, welche dieselbe schmückten, näher bekannt seyn dürfte, um so mehr zähle ich auf wohlwollende Zustimmung, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit auf dieselbe zu lenken versuche. Auch Ferdinands Mutter ist ein wesentlicher Theil der österreichischen Geschichte; sie ist die Stammutter des gesammten blühenden Geschlechtes in seinen drei Dynastien; sie hat vollgiltige Ansprüche auf Anerkennung und Verehrung eines jeden wahren Oesterreichers; sie ragt in ihrer dreifachen Beziehung: als Christin, als Mutter und als Fürstin in ihrem Geschlechte hoch empor; fassen wir aber die bloß irdische Seite ins Auge, so ist sie die Mutter eines römischen Kaisers und Königs von Ungarn und Böhmen, zweier Bischöfe der angesehensten reichsfürstlichen Diöcesen, dreier Königinnen, der beiden einzigen Großfürstinnen und Großherzoginnen jener Zeit. Und wer immer in diesem gesegneten Lande einen Segen auch darin erkennt, daß er katholisch sich nennen, katholisch glauben und katholisch leben darf, der muß in zweifach dankbarer Anerkennung jetzt noch dieser Fürstin gedenken, die den reichen Schatz ihrer katholischen Glaubensfestigkeit in dieses Land hinübergebracht, durch die eigene diesjenige ihres Gemahls gekräftigt und sie des Sohnes Gemüth in solcher Weise eingepflanzt hat, daß er darin die Leuchte seines Lebens erkannte, die weder durch dessen günstige Begegnisse konnte überstrahlt, noch von den mißlicheren umdüstert werden.

Im nächstfolgenden Jahr laufen am Vorabend vom St. Benedictstag drei

Jahrhunderte ab seit dem Geburtstage Maria's, Herzogin von Bayern, Tochter Herzog Albrechts V. und der Erzherzogin Anna von Oesterreich. Sonntag den 26. August des Jahres 1571, an welchem die Kirche singt: Gott sey unsere Hilfe, wurde sie hier zu Wien in der Augustinerkirche ihrem Vetter, Erzherzog Karl zu Oesterreich, Herrn von Steiermark, Kärnthen, Krain und Görz, angetraut.

Jener verneinende Geist, welcher damals unter Berufung auf ein allgemeines Priesterthum, wie in unserer Zeit unter derjenigen auf ein allgemeines Königthum, (wofür sie den Namen Volksouveränität erfunden haben) gegen jede Autorität sich auflehnt, hatte auch in den Ländern diesseits und jenseits der Donau zahlreiche Missionäre, Bekenner und Schutzedner gefunden. Oesterreichs wie Bayerns damalige Fürsten hofften, durch weit gehende Zugeständnisse mindestens das Wesentlichste: den Glauben, die Einheit und die ursprüngliche Gestaltung der Kirche retten zu können. Bald jedoch mochten sie die Ueberzeugung gewinnen, daß eine auf gänzlichen Umsturz hinarbeitende Partei durch dergleichen niemals befriedigt, vielmehr zu jedem Vorschreiten ermuthigt werde. Der Herzog von Bayern war der erste, welcher zu der durch alle Zeitalter sich bewährenden Einsicht gelangte, daß das einzige Heilmittel darin bestehe, der zerstörenden die erhaltende Kraft gegenüber zu stellen.

Albrecht setzte seine ganze Regententhätigkeit für Erhaltung der Kirche ein. Nicht geschreckt durch angedrohte Empörung, gelang es ihm, den zersetzenden Sauerthaus aus seinem Lande zu entfernen, und dessen Bewohner in dem katholischen Glauben wieder so zu befestigen, daß sie noch heutiges Tages unentweglich in demselben wurzeln. Unter diesen Regentensorgen des Vaters verlief Mariens Jugend, in welche jene unerschütterliche katholische Ueberzeugung sich verflochten hat, die bis zu ihrem letzten Lebenshauch gleich fest und gleich frisch stets geblieben ist. Eben so mag sie von ihm die Liebhaberei an Seltenheiten und Kostbarkeiten, den Geschmack an Musik und, was edler als alles dieses, die Neigung zur Wohlthätigkeit geerbt haben, worin sie den Vater noch weit übertraf. Unter der mütterlichen Aufsicht eignete sie sich jene unverdroffene Thätigkeit in weiblichen Arbeiten an, die über dem Zierlichen niemals das Nützliche vergaß.

Ob auch die Fürstin von dem elterlichen Hause sich entfernte: sie blieb der Eltern gehorsame Tochter, der Geschwister anhängliche Schwester, eben so wie sie des Gemahls treue und unzertrennliche Lebensgefährtin wurde. Was ihr freudiges widerfuhr, berichtete sie immer unter dem frischesten Eindruck dem Vater; was den Vater erfreuen konnte, darauf nahm sie Bedacht mit der zartesten Aufmerksamkeit; und als er dahingeschieden war, bat sie ihren Bruder aufs dringlichste, ihr etwas von ihm, wär' es auch das Geringsste, zum Andenken zu schicken, sofern sie nur versichert sey, daß er es stets an seinem Leibe getragen. Mit ihrem Bruder Wilhelm, der als Regent dem Vater folgte, stand sie in so lebhaftem Briefverkehr, daß sie einst bei längerem Schweigen desselben ihm zuschrieb: „ich muß wissen, ob Du lebendig oder todt sehest, daß Du mir so gar nicht schreibst. Mein Schag! ich weiß nicht, wie ich es verstehen soll, daß ich keine Briefe von Dir erhalte. Solltest Du mir etwa Feind geworden seyn? Ich glaube aber, Du werdest viele Geschäfte haben. Darüber solltest Du jedoch meiner nicht ganz vergessen. Nicht wahr, Du gedenkst meiner noch, wenn Du einen guten Hirschen schießen wirst?“ (Denn, im Vorbeigehen gesagt, Maria war bis in ihr letztes Lebensjahr eine große Freundin der Jagd.) Gleiches Anrecht aber auf ihre schwesterliche Liebe räumte sie ihren andern drei Geschwistern ebenfalls ein.

(Schluß folgt.)

**Aus dem Bericht des Missionärs Johann Kociancic**  
über die Fahrt der „Stella matutina“ von Dongola bis Chartum.

Wien, im Juli.

Als ich in Dongola dem Mudir Chorschud meinen Vorsatz äußerte, auch über die dritten Nilkatarakten die Fahrt zu wagen, rief er sogleich erfahrene Schiffsmänner

und Kaufleute zusammen. Alle staunten ob solcher Wagniß. Allein da ich ihnen auseinandersetzte, was wir bereits bestanden hätten, gaben sie die Hoffnung nicht auf, auch da durchdringen zu können, jedoch nicht ohne Gefahr, Anstrengung und Geldaufwand. Um gegen die Willkür der Zieher mich sicher zu stellen, bestimmte dieser Divan den Tagelohn auf einen Piafter (6 Kr. C. M.) und gab mir hierüber besiegelte Zuschriften. Allein mein Geld war ausgegangen; solches von Chartum zu erwarten, war unmöglich, weil inzwischen das Wasser unfahrbar geworden wäre. Der Mudir fand leicht Hilfe. „Nimm das Geld, sagte er, aus der Regierungscasse; Dein Herr, den ich kenne, soll es der Casse von Chartum wieder zurückerstatten.“ Es waren aber nur 1790 Piafter vorhanden, die nicht einmal für die Zieher hinreichend hätten. Wieder half der wackere Mudir aus der Verlegenheit. „Gib, sagte er, den Ziehern schriftliche Anweisungen auf die Regierung, diese wird dieselben auszahlen und die Noten nach Chartum zur Einlösung senden.“ So meiner peinlichen Bedrängniß enttriffen, lud ich den guten Mann zum Mittagmahle, bei welchem er auch erschien, mit den üblichen Salven empfangen. Er bewunderte unser Schiff. „Ein solches Schiff, ein eisernes Schiff, sagte er, ist noch nie in unsere Gegenden gekommen; dasselbe hat unerhörtes geleistet.“ Beim Essen erzählte er uns seine Lebensgeschichte, hörte manche Frage über die Regimentseinrichtung. Er lud uns wieder ein, und bei zwanzig Schüsseln, die unter dem Gastmahle rasch sich drängten, bekam ich den besten Begriff von türkischen Tafeln. Nach der Beurlaubung ordnete ich Alles zum Ausbruch, worauf der Mudir mir noch seinen besten Reies sammt einem Soldaten sandte, der den Auftrag hatte, für Zieher zu sorgen und uns an die Hand zu gehen.

Das Schiff wurde aus dem Nebenarm des Nils in den Hauptarm gelenkt, am 16. Januar aufgebrochen, um gegen die dritten Niltatarakten zu steuern. Der Wind war günstig, majestätisch bewegte sich das bewunderte Fahrzeug vorwärts, bis es, vom Winde erfaßt, den Augen der Zuschauer, welche den Abschied winkten, entchwand. Kein Fels hinderte den Lauf, nur etwa eine verborgene Sandbank, wobei das getrübe Wasser durch Auffahren bis auf das Verdeck spritzte, verursachte ein leichtes Hinderniß. Dann trat Windstille ein, so daß wir erst am 18. Januar Abends sechs Uhr unter den hohen Felsen von Altdongola kamen. — In der Frühe erhob sich ein günstiger Wind, der uns vor eintretendem Mittag nach Eddabba, der Einbruchstation nach Chartum, und dem fünfzehn Tagereisen entfernten Kordosan brachte. Hier änderte sich die Richtung des Stromes, und mit diesem Tage begannen alle Unannehmlichkeiten einer langen und gefährlichen Fahrt. — Am Nachmittage sahen wir noch das letzte Schiff unter englischer Flagge, welches unsere Begrüßung wiederholte; denn sonst segelt um diese Zeit von Meravi bis Berber niemals ein Schiff. Den 21. Januar standen wir vor Ambukol, von wo wir in das Land der Scheikien eintraten. Ein mäßiger Berggrüden bildet die Gränze. An dem ehemaligen Königsitze Hanif vorüber, wo jetzt nur Steingerölle, erreichten wir noch vor Abend Meravi. Da vergingen unter Strickflechten von Palmensafern und andern Vorbereitungen für die Katarakten zwei Tage. Nachdem wir am 27. die schönen Ruinen von Djebel Barkal passirt hatten, trat uns am 28. das schöne Bild von Baten el Hagiar wieder lebhaft vor Augen, mit dem einzigen Unterschied, daß dort der Wind konnte benutzt werden, hier aber die Fahrt mit der Stärke des Windes schwieriger wurde. Auch die Scenerie änderte sich. Bisher Palmen, Ebenen, blühende Inseln, zahlreiche Bewohner; von da an Felsen, Gebirgszüge, nacktes Gestein, Schwärme von Wildtauben und Schwalben, dazu das dumpfe Tosen und Brausen der Brandungen. Am 29. zeigten sich die Vorboten der ersten Katarakten. In den folgenden Tagen wurden zwei gefährliche Punkte — die Katarakte Kab el Abd und der gefürchtete Fels Morsann, der bei hohem Wasser schon manchem Schiff den Untergang bereitet — glücklich zurückgelegt; wir standen an dem Schellal Kendi, den wir auf einem Nebenarm zu umschiffen gedachten.

Er wurde am 1. Februar glücklich durchschnitten; nach vier Stunden standen

wir oberhalb des Katarakten, wo der Strom sich theilt. Bei zweihundert Schritten weiter hinauf kamen wir in die Strömung, das Seil war schlaff, die Strömung riß das Schiff mit sich, das Seil entwischte den Ziehern, und nun drehte sich jenes und wurde mit aller Gewalt gegen einen Felsrücken getrieben, an welchem der gefährlichste Stromwirbel des ganzen Katarakten sich zeigt. Die Gefahr war augenscheinlich, Alle bestürzt, als plötzlich das Schiff in der Mitte der Strömung in geringer Entfernung von dem gefahrdrohenden Felsen wie gebannt stehen blieb. Alles staunte; eine höhere Hand hatte es gehalten. Unter Freudengejauchze eilte Jeder, das Rettungsseil auszuwerfen, um das Schiff aus der Strömung an das Ufer zu ziehen; Alle strengten aufs Aeußerste sich an, um jene zu passiren.

An der Gränze von Dongola, am 3. Februar, hoffte ich einen Reies nebst den schriftlichen Befehlen für die Zieher zu finden. Nichts war vorhanden. In dieser kritischen Lage erschien ein Melek, welchen der Ruf: „ein Schiff kommt“, herbeigelockt hatte. Dieser versprach, für Alles zu sorgen. Der Mann hielt auch Wort. Die Strömungen von Umboterka wurden somit ohne Schwierigkeit durchfahren, die Zieher kamen und gehorchten ohne Zuschrift, auch der Schellal Djemel machte kein Hinderniß; ich glaubte, es könne nicht anders, als gut gehen, als des Nachmittags vom 4. Februar das Schiff aus bloßer Nachlässigkeit in eine Krümmung an einer kleinen Strömung bog, die dessen Vordertheil an das rechte, das Hintertheil an das linke Ufer drängte, dieß so fest, als wäre es angewachsen, zugleich aber als Sperre das Wasser staute. Ich durchblickte die Gefahr, befohl drei Matrosen, das Steuerruder zu heben, aber bevor sie an die Arbeit sich machen konnten, schwankte das Schiff und das acht Centner schwere eiserne Ruder war entzwei. Ohne rasches Handeln wäre die Hälfte der Matrosen, wie sie nachher selbst gestanden, davongelaufen. Ich ließ eilends die Schiffschmiede aufschlagen. Erst aber mußten Hämmer geschmiedet werden, da unter der langen Fahrt die meisten verschwunden waren. Die Einen brannten Kohlen (die aber nicht ausgiebig genug waren), Andere hämmerten, die Matrosen zogen abwechselnd den Blasbalg. Der Wind wehte und wirbelte den Staub auf, daß man kaum auf dem Eisen die Hitze sehen konnte. Um die mächtigen Stücke schweißen zu können, war aber das Feuer nicht stark genug. Der Versuch des Löthens wurde gemacht; dieser ging nicht rasch von statten; das Ruder blieb gebrochen, wie zuvor. Zuletzt rief ich: Heute noch muß das Ruder fertig seyn, morgen gilt die Fahrt. Die abgebrochenen Theile wurden nun festgenietet, und bevor die Sonne sank, verklangen die letzten Hammerschläge; das Ruder war mit festen Ringen gebunden. Drei Tage hatte in der dachlosen Werkstätte am Rande der Wüste die Riesearbeit gedauert.

(Fortsetzung folgt.)

### Zum Bonifaciusverein.

Aus dem Ausweise des Generalvorstandes vom Bonifaciusverein entnehmen wir Folgendes: Seit der Gründung des Vereins im Herbste 1849 bis zum Schlusse des Jahres 1851 betrug die gesammte Einnahme 22,419 Thaler, 23 Silbergroschen, von welcher Summe 1462 Thaler, 23 Silbergroschen beim Generalvorstande zu Paderborn eingingen, die übrigen 20,957 Thaler bei den Diöcesan-Comités: Cöln, Münster, Paderborn, Trier, Breslau, Freiburg, Fulda, Limburg (Rassau), Mainz, Rottenburg, Luxemburg und Linz. Die Ausgaben beliefen sich in Summa auf 13,819 Thaler, 28 Silbergroschen, wovon auf Unterstützungen verwendet wurden in Summa 12,186 Thaler, 9 Silbergroschen, und zwar für die Diöcese Cöln: zur Errichtung von Schulen und Kirchen auf 50 Stationen, und somit bleibt nun nach Abzug der Ausgaben von den Einnahmen mit Ende des Jahres 1851 ein Cassarest mit 8599 Thaler, 25 Silbergroschen, wovon sich 901 Thaler, 19 Silbergroschen in der Cassa des Generalvorstandes befinden, der übrige Theil in den Cassen der betreffenden Diöcesan-Comités, unter welchen auf Münster die größte Summe kommt

mit 2279 Thalern, 3 Silbergroschen. „Diese Uebersicht,“ bemerkt der Generalvorstand, „ergibt, daß im Ganzen bis zum Anfang des laufenden Jahrs 15 Missionen und 7 Schulen ganz oder doch hauptsächlich aus den Mitteln des Bonifaciusvereins neu gegründet und außerdem eine bedeutende Anzahl von bestehenden Missionsstellen entweder mit baarem Gelde oder mit Büchern und Kirchenparamenten unterstützt wurden. — Wenn dabei der bei weitem größere Theil der Gelder auf die Diöcesen Breslau und Baderborn verwendet ist, so findet das in den örtlichen Verhältnissen seine vollkommene Rechtfertigung, indem zu diesen beiden Diöcesen der bei weitem größere Theil des Missionsgebietes des Vereines in Deutschland gehört. — Ersichtlich ist übrigens aus diesem Ueberblicke über den Stand des Vereines, daß derselbe, wenn auch immerhin eine erfreuliche und ermutigende, so doch bei weitem noch keine befriedigende und keine der außerordentlichen Wichtigkeit seines Zweckes angemessene Betheiligung gefunden hat. Selbst in solchen Diöcesen, in denen verhältnismäßig sehr große und erfreuliche Betheiligung stattfindet, ist das wünschenswerthe und thunliche Maas derselben bei weitem noch nicht erreicht. (So ist, um uns nahe liegende Beispiele zu nennen, in der Diöcese Münster, die nächst hin die größten Beiträge geliefert hat, von 350 Pfarreien der Verein erst in 150 eingeführt; in der Diöcese Baderborn bei 398 Pfarreien und Missionen in 136.) — In einigen wenigen Fällen mag diese Nichtbetheiligung durch besondere Umstände wirklich entschuldigt seyn; in den allermeisten Fällen liegt ihr Grund in mangelnder Kenntniß von dem Zwecke und der Bedeutung, ja vielleicht von dem Bestehen des Vereines oder gar in mangelndem Eifer und Ausdauer für die gute Sache desselben; was wenigstens den Trost mit sich bringt, daß ihm noch reiche Quellen sich öffnen können und werden. Indem wir daher denen, welche bisher die Ausbreitung des Vereines oft mit großen Opfern sich haben angelegen seyn lassen, im Namen der heiligen Sache des Vereines und im Namen der für den Glauben neu erwärmten und für das Heil wiedergewonnenen Seelen unsern wärmsten Dank aussprechen, können wir nicht umhin diejenigen, welche bisher sich nicht betheiligt haben, zu einem gleichen Eifer aufzumuntern, in der festen und wahrhaften Ueberzeugung, daß es gegenwärtig kaum eine heiligere und wichtigere Angelegenheit für uns gibt, als die Sache des Bonifaciusvereins. — Der Schutz und die Billigung des hochwürdigsten Episcopates ist ihm auch in der aufmunterndsten Weise zu Theil geworden und was die Hauptsache ist, das größte Lob und die Empfehlung des heiligen Vaters, so wie auch die gnädige Verleihung der erbetenen Ablassse, nämlich: eines vollkommenen Ablasses 1) am 5. Juni, als dem Feste des heiligen Bonifacius; für die Diöcesen, wo dieses Fest weder im Chore noch öffentlich gefeiert wird, an dem nächsten auf den 5. Juni folgenden Sonn- oder Festtag. 2) Am Feste des heiligen Franciscus Seraphicus, als dem Stiftungstage des Vereines. 3) An dem Tage, wo das Gedächtniß der unbefleckten Empfängniß der Mutter des Herrn begangen wird. 4) Am Feste der Reinigung der seligsten Jungfrau Maria, oder auch innerhalb der Octav dieser Feste — für alle Vereinsgenossen, welche außer den gewöhnlichen zur Gewinnung eines vollkommenen Ablasses nothwendigen frommen Werken, nämlich außer dem würdigen Empfang der heil. Sacramente der Buße und des Altars und den nach der Reinigung der Kirche zu verrichtenden Gebeten täglich ein „Vater Unser“ und ein „Gegrüßt seyst du Maria“ mit der Bitte: „heiliger Bonifacius, bitte für uns“, beten und jeden Monat ein wenn auch noch so geringes Almosen zu dem Zwecke des Vereines geben oder dasselbe, wenn auch nicht jeden Monat, doch jährlich oder vierteljährig oder halbjährig für den entsprechenden Zeitraum entrichten. — Ferner eines Ablasses von 100 Tagen für die, welche eine ganze Woche hindurch an jedem Tage andächtig und reumüthig das Vater Unser und Gegrüßt seyst du Maria beten und ein Almosen geben.“

### Die Rehabilitirung der Signorianer in Eggenburg.

Es war im Frühlinge des Jahres 1848, unglückseligen Angebens, als bald

nach der brutalen Vertreibung der Redemptoristenpriester in Wien eine bewaffnete Schaar von Studenten und Nationalgarden, welcher sich mehrere andere anruchige Individuen angeschlossen hatten, von der Aula nach Eggenburg entsendet wurde, um das dortige Kloster aufzuheben. Es geschah dieses noch vor der Publication des Aufhebungsdecretes, es ward weder der Bischof von St. Pölten noch das Kreisamt davon verständigt, und die Anführer dieser bewaffneten Horde, welche mitten in der Nacht ankamen, sogleich alle Thore und die Glockenthürme besetzten und die Cassen und andere werthvolle Gegenstände in Beschlag nahmen, und den Mitgliedern der Congregation ein kleines Reisegeld mit dem Befehle einhändigten, daß sie binnen einigen Tagen das Kloster zu verlassen haben, konnten vor dem zufällig in der Gegend anwesenden Kreiscommissär nur eine vom Minister Pillersdorf unterzeichnete Schrift vorweisen, die sie sich wahrscheinlich erpreßt hatten. Zum Glücke ließen sich die Führer dieser sonderbaren Executionstruppe bewegen, am nämlichen Tage wieder abzuziehen, sonst wäre ein Zusammenstoß mit dem Volke, welches die sogenannten Freiheitshelden mit bedenklichen Blicken betrachtete, möglich gewesen.

Die Stadt Eggenburg sendete eine Deputation, an deren Spitze Dr. Med. Fink, nach Wien und St. Pölten, um die Erlaubniß zu erbitten, daß der Gottesdienst in der Liguorianerkirche nicht unterbrochen werde, und es wurde gestattet, daß drei Priester, aber ohne ihr Ordenskleid zu tragen, dort sich aufhalten dürfen. Se. k. k. apostolische Majestät haben das Aufhebungsdecret gegen Jesuiten und Liguorianer zurückzunehmen geruht, und dadurch sind nun die Redemptoristen in den Stand gesetzt, von ihrem Hause in Eggenburg wieder Besitz zu nehmen und nach den Regeln ihres Stifters darin zu leben. Seine Excellenz der apostolische Nuntius hat am 1. August in Eggenburg die feierliche Wiedereinführung der Söhne des heiligen Liguorius in ihr, ihnen wieder ganz zurückgegebenes Kloster vorgenommen; wo sie nun nach ihrer Ordensregel leben und besonders durch Missionen segensreich wirken können. (Dest. B. Fr.)

### R o m.

Rom. Der im letzten öffentlichen Consistorium von Sr. Heiligkeit mit dem Purpur geschmückte Cardinal Morichini, als früherer Nuntius in München, auch in Deutschland sehr bekannt, hat von der ihm als Titel überwiesenen Kirche und dem Spital von St. Spirito feierlichst Besitz genommen. Bekanntlich ist dieses Spital das größte der Welt, und da es an diesem Tage, so weit der Zustand der Kranken es irgend gestattete, ganz geöffnet war, so hatten wir Gelegenheit, dasselbe in seinen einzelnen Theilen näher kennen zu lernen und seine Großartigkeit zu bewundern. Man hat wirklich eine kleine Reise zu machen, um dort zu Ende zu kommen; ein Saal reiht sich an den andern; immer wieder eröffnet die Thür den Anblick eines neuen, und hat man an der einen Seite auch die Apotheke, die Badezimmer u. s. w. durchwandert, so beginnt an der gegenüberliegenden Seite der Straße die Sache von Neuem in nicht minder großartiger Anlage. Dazu hat man nicht eine, sondern drei, oft vier Reihen von Betten auf beiden Seiten in den Sälen vor einander gesetzt und so findet man sich fast in einer Stadt von Kranken, und zwar, wie in Rom nicht anders seyn kann, aus vielen verschiedenen Nationen. Der deutsche Bönitentiar von St. Peter, den wir an dem Bette eines deutschen Kranken trafen, erzählte uns später, wie er sich vor längerer Zeit auch einmal am Lager eines Deutschen befunden hätte, als ganz plötzlich und unerwartet Se. Heiligkeit Paps Pius IX. vorgefahren sey, um sich von dem Zustande des Hospitals zu überzeugen. Der heilige Vater habe sich dabei auch dem Bette des Deutschen genähert und sich mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit und Herablassung nach den Umständen dieses Kranken näher erkundigt. Als der Paps hörte, daß derselbe ein deutscher Pilger und in Folge der Anstrengungen der großen Reise auf das Krankenlager niedergeworfen sey, suchte er ihn selbst zu trösten, versicherte ihm, daß der liebe Gott, zu dessen Ehre er die Mühseligkeiten und Beschwerden einer bedeutenden Reise getragen habe, um die Gräber

der Apostel zu besuchen, ihn gewiß nicht verlassen und ihm zur Rückreise in sein Vaterland neue Kraft geben werde, er möge deshalb den Muth nicht sinken lassen und lebendig auf ihn vertrauen. An diese Ermahnung schloß der heilige Vater die Benediction und zog dann aus der Tasche seines weißen Talars einen römischen Scudo hervor, den er dem Kranken überreichte. Niemals wirkte in St. Spirito eine Medicin so stark als dieser Besuch Pius IX. Kein Mensch war glücklicher, als der deutsche Pilger; vom sichtbaren Stellvertreter Christi an seinem Krankenlager besucht und so begnadigt zu seyn, das war ein Glück, worin er sich nicht zu finden vermochte; den Scudo, so versicherte er, den er aus der Hand des heiligen Vaters selbst empfangen habe, würde kein Mensch in der Welt ihm mit Hunderten bezahlen können; er war bald wieder gesund. — Was übrigens das Spital selbst betrifft, so hat es sich von dem Schlage, den es von den Republikanern durch Verjagung der Religiösen, welche den Krankendienst besorgten, erlitt, noch nicht ganz erholt, indem noch immer die Mehrzahl der Krankendiener dem Laienstande angehört. Welch' ein Contrast darin liegt, daß im Mittelpuncte der katholischen Welt und in dem größten Hospitale des Christenthums Weltleute für den Lohn der Welt, für Geld die Kranken verpflegen, das sieht jeder, und daß darin der Grund zu vielen Klagen liegt, wird Niemand auffallend finden, der die Dienste kennt, die in Hospitälern geleistet werden müssen. Um so erfreulicher ist es daher, daß der heilige Vater der Stiftung jetzt einen so rüstigen Präfecten gegeben hat, und es steht zu erwarten, daß der Cardinal Morichini es als seine besondere Aufgabe betrachten wird, den durch die republikanischen Unruhen eingerissenen Uebelständen für die Zukunft vorzubeugen. (M. S. Bl.)

### Klausen.

Die Tiroler Z. berichtet über die Professablegung des P. Bonaventura (Fhrn. v. Ketteler) am 27. Juli: „Zuerst erschienen im Presbyterium die Verwandten des hochw. Bischofs, edle Herren und Grafen, zarte Jünglinge und Männer, Rittern der Vorzeit an Gestalt und Haltung gleich, und knieten in den Bestühlen nieder. Andere namhafte Gäste waren der Kreispräsident und zwei Kanoniker von Brixen. Es kam der Bischof von Mainz, Alle überragend, mit seinem Ceremoniaire, dem jungen Grafen von Galen; hinter ihnen Mönche in Levitentracht, der eine von ihnen P. Bonaventura. Im Chor waren die Musikanten und Sänger, unter ihnen viele edle Damen und Jungfrauen, voll Eifer, Gott mit ihren lieblichen Stimmen zu loben. Der hochw. Bischof sah unbeschreiblich ernst, fast wehmüthig aus und so durchdrungen von der Gewalt mächtiger Gefühle, daß Freud wie Leid erschien. P. Bonaventura dagegen trug das Haupt fröhlich erhoben, die Augen blickten klar und Alles übersehend; sein Ausdruck war wie Cines, der in Gefahr und ernstem Wagspiel gewohnt ist, Herz und Miene in strenger Hut zu halten, so daß er nicht die Hauptperson, sondern nur ein unbefangener Zuschauer schien. Mit kindlicher Aufmerksamkeit beachtete er jede Bewegung seines erhabenen Bruders, und half ihm die Messgewande anlegen. Es war ein wunderbarer Contrast: der Bischof, von gewaltigen Empfindungen tief innerst erregt, so daß er betend beinahe einem Sterbenden glich, und die fröhliche Leichtigkeit und anscheinende Ruhe des Andern, der Alles überschaute, und mit Zeichen und Winken das Nöthige ordnen half. Der hochw. Bischof sang, auf den Thron sich niederlassend, das pax vobis, ertheilte dann vom Altare aus den sacramentalischen Segen, und begann das heil. Messopfer. Das Evangelium sang der P. Bonaventura, so laut er irgend konnte, während draußen die Pöller krachten. Nach dem Amt fand die Profess statt, welche er vor dem Exprovincial, P. Ignatius, ablegte. Darnach näherte er sich dem Sige, auf welchem der hochw. Bischof in vollem Ornat thronte, und drückte niederknieend einen langen Kuß auf die theure, mit dem Kreuz bezeichnete und mit Handschuhen bekleidete brüderliche Rechte. Die dann folgende Predigt des Bischofs begann mit den Worten des Magnificats: „Der Herr hat Großes an mir gethan.“ Man sah und hörte einen durch Christum wiedergeborenen Mann, der in der ganzen Macht göttlicher Gnade mit natürlicher Hoheit und Anmuth wieder gab, was sein edles Herz durchströmte und bewegte.“